

Nr. 211. Bromberg, den 4. November 1926.

Durch die Zeitung.

Roman von Gustav Schiller.

13. Fortsetzung.

Kurze Zeit darauf stand sie am Schalter. „Rätselhaft 123?"

„Jawohl, hier, bitte!" Mit hastigem Dankeswort nahm sie dem Beamten den Brief ab und eilte zurück. Wie einen kostbaren Schatz umschloß sie den knisternden Umschlag mit den Händen, und als sie tiefaufatmend in ihrem Stübchen stand, drückte sie ihn mit leisem Jauchzer an die Brust. Dann öffnete sie ihn, und, noch völlig angezogen, las sie:

„Meine teure Rätselhafte!

Vielleicht lachen Sie über mich! Tun Sie es, wenn Sie schnöde genug dazu sind! Gewiß haben Sie nicht erwartet, daß ich mich noch einmal melden würde, nämlich dann, wenn alle Briefe, die Sie mir geschrieben, gedrechselte Lügen waren. Vielleicht aber haben Sie heimlich gehofft, ich würde doch noch einmal die abgebrochene Brücke wiederbauen. Dies für den Fall, daß Sie mich nicht belogen haben. Sie müssen mir es schon zugute halten, wenn ich zunächst ein bißchen den Herrenton anschlage.

Sie haben mich damals gar zu böse behandelt. Hatte ich das verdient? Nur etwas ganz Außerordentliches, etwas, das beinah' außer dem Bereich des Möglichen liegt, konnte Sie veranlassen, Ihr Wort so schnöde zu brechen, oder aber ... böser Wille. Ich will es Ihnen ersparen, noch einmal alles hergebetet zu hören, was ich selbst zu Ihrer Entschuldigung ausgeklügelt. noch viel weniger kann ich Ihnen sagen, welche Gedanken mich beseelten, wenn ich den „bösen Willen" in Betracht zog.

Das sei alles zunächst beiseite gelegt; nur eines will ich wissen: Darf ich Ihnen wieder schreiben?

Werden Sie mir wieder antworten? Warum? Weil ich Ihre Briefe haben muß, kleines, süßes Mädel!

Nachdem ich mich nun ausgewettert, darf ich wohl unbeschadet meines Ansehens ein bißchen an Ihnen herumfechten.

Einzige Lo! Was ich Ihnen sage, das ist goldenste Wahrheit; ziehen Sie das in Betracht! Ich hab' Sie ja so lieb. Gern möchte ich das ein bißchen poetischer ausdrücken, aber was die Ehrlichkeit prägt, das braucht die Phantasie nicht erst zu bekränzen. Und ich bin ein ehrlicher Kerl. Sie glauben's ja gar nicht, wie mir Ihre Briefe gefehlt haben! Und nun sitz' ich daheim bei meinem Vater und unserer famosen Mamsell, und der Winter fängt erst an; ich rechne an allen zehn Fingern hin und zurück; es bleiben noch vier lange Monate, eh' die Veilchen blüh'n und die Lerchen singen. Ich kann es ohne Sie und Ihre reizenden Briefe nicht aushalten, darum bitte ich Sie: Schreiben Sie mir wieder. Ich will Sie ja nicht quälen ums Kennenlernen! Wollen Sie dennoch eine Weile meine „Rätselhafte" bleiben, so füge ich mich, aber Antwort haben will ich, oder ich bestelle den Detektiv.

In fieberhafter Erwartung Ihrer Zuschrift bleibe ich
Ihr furchtbar erzürnter Leutnant."

•

Drei-, viermal las sie den Brief, dann schob sie ihn in die Tasche und dachte darüber nach. Der Herrenton störte sie nicht ein bißchen. Im Gegenteil. Er gefiel ihr. Er hatte ja so recht, wenn er schalt. Aber böser Wille war es nicht gewesen. Und dann ... „Kleines, süßes Mädel! Einzige Lo!" Den Atem verschlug's ihr beinah'. „Ich hab' Sie ja so lieb. Das ist goldenste Wahrheit." Wie im Traum legte sie Hut und Überkleider ab. Sie wußte nicht, was sie tat. Sie dachte nur an den Brief, und ein Erschauern war in ihrer Seele, als ob sie am Tore des Paradieses stehe. Also er sehnte sich auch nach ihren Briefen wie sie sich nach den seinen! Das machte sie ja so glücklich. Sie hätte singen und springen mögen vor Glück. Als sie bei Tisch im Eßzimmer erschien, fiel es allen auf, wie strahlend sie aussah. Man fragte. Lachend wehrte sie ab. „Herrschaften! Drei Wochen vor Weihnachten ist Neugier in jeder Form verboten. Merkt euch das!" ...

Damit gaben sie sich alle zufrieden. Nun hieß es noch, eine ungestörte Stunde für einen Antwortbrief erluchsen ...

Ach, nun fing sie wieder an, die wundersüße Heimlichkeit. Den ganzen Nachmittag sang und jubilierte sie wie eine Heidelerche. Gegen Abend fand sich die erwartete Gelegenheit.

Frau Kommerzienrat Braun und Mi hatten etwas bei der Näherin, die Marias Ausstattung arbeitete, zu besorgen.

„Willst du mit, Lo," fragte die Schwester.

„Nein, Liebling, ich ... hab' zu tun." Mi lächelte verständnisvoll.

„Na ja, drei Wochen vor Weihnacht ..." Dann schob sie Arm in Arm mit der Pflegemutter ab. Lo wollte nur noch einmal nach Irma sehen, ehe sie schrieb. Eilig lief sie hinauf ins zweite Stockwerk, wo das Reich des jungen Paares lag. Irma lag im Schlafzimmer auf dem Faulenzer. „Ich bin ein bißchen matt heute, da läßt mich Alfred nicht aufstehen," lautete der Bescheid auf Los Frage.

„Aber geh' nur wieder, Kleines, du siehst so arbeitswütig aus, und um 5 Uhr kommt ja Alfred aus der Fabrik."

Da küßte Lotte sie innig und eilte wieder hinunter.

Herzklopfend trug sie sich die Schreibgeräte an den Tisch, nachdem sie die Tür verriegelt, und dann schrieb sie:

„Lieber Herr Leutnant!

Ja, ich glaub' es Ihnen ja gern, daß Sie furchtbar erzürnt sind. Aber, bitte, seien Sie doch wieder gut. Sie sind nicht ganz im Recht. Ich habe mich nämlich in einem langen Briefe entschuldigt; Sie haben ihn nur nicht abgeholt. Sie wollen zwar großmütig über das Vergangene hinwegsehen; das find' ich sehr zart von Ihnen, nehm's aber nicht an.

An dem bewußten Tage also war ich fertig angezogen, um tatsächlich nach der Bildergalerie zu kommen, als etwas Schreckliches geschah. Mein guter Vater starb jählings am Schlage, und ich mußte, anstatt zur Begegnung mit Ihnen, zum Arzt eilen, der ihm leider nicht mehr helfen konnte. Sie werden sich denken können, welche Verwirrung solch ein plötzlicher Todesfall mit sich bringt! In der ersten Woche hab' ich fast gar nicht an das verunglückte Stelldichein denken können, weil nämlich riesige Umwälzungen in meinem Leben stattfanden. Treue, bewährte Freunde unseres Vaters boten uns Heimat und Obdach an. Meine geliebte Alte (ich erwähne sie nicht zum erstenmal) verlobte sich mit dem Sohne des besagten Paares, der sie schon jahrelang umwarb, und der sich an unsere Kirchenmausigkeit nicht ein bißchen stieß. Dadurch rettete sie uns beide, meine Schwester Maria und mich, vor der Dienstbarkeit. Denn obwohl meine älteste Schwester wohl imstande gewesen wäre, vermöge ihrer Sprachkenntnisse eine lohnende Stellung auszufüllen, standen wir beiden jüngeren vor der Notwendigkeit, unter fremden Leuten uns unser Brot verdienen zu müssen. Unser Bruder sah seinen schönsten Traum, Theologie studieren zu können, zu Wasser werden.

Alle diese Erkenntnisse sausten wie Keulenschläge auf uns herab, nachdem sich die Augen unseres treuesten Wächters geschlossen hatten. Da faßte unsere ältere Schwester den Entschluß, ihren getreuen Toggenburg zu erhören. Wenn Sie sich versucht fühlen, darüber ein kleines Spottlächeln zu wagen, dann tun Sie mir sehr weh damit. Erstens sind nicht alle Beweggründe, die Berechnungsheiraten zustande bringen, zu verachten, und zweitens gehen sogar von tausend Neigungsheiraten, die geschlossen werden, nur zehn so glücklich aus wie die meiner Schwester, die doch im gewissen Sinne Berechnungsheirat war.

Nunmehr kam die große Wendung in unserem Leben. Wir konnten wohl Heimatrecht finden im Hause des Schwagers, doch das Haus des abgewiesenen Freiers hätte uns um der Leute und unseres eigenen Ehrgefühls wegen verschlossen bleiben müssen.

Die Eltern meines Schwagers boten uns Heimat und Unterhalt, und aus den armen Kirchenmäusen wurden über Nacht die richtigen, wohlversorgten Hamsterlein. Dies ist das erste Kapitel meines Briefes; nun zum zweiten! Nachdem Sie sich also ausgewettert haben, gehts aus einem sanfteren Tone.

Schau'n Sie, das gefällt mir doch so gut an Ihnen, daß Sie den Herrenton anschlugen. So ist's recht! Ein Mann kann Ritterlichkeit wohl eher mit Ehrlichkeit vereinen, ohne seiner Würde zu schaden, als wie mit Kriecherei. Ich drücke Ihnen also im Geiste die Hand und geb' Ihnen das Versprechen: Sie sollen Ihre Briefe haben. Alle Woche einen! Damit Sie nicht vor Langeweile sterben, da es noch so lange hin ist, „bis die Veilchen blühn und die Lerchen singen,“ und wenn es so weit sein wird, dann sag' ich Ihnen auch, wie ich heiße und wo ich wohne. Aber bis dahin wollen wir noch die süße Heimlichkeit festhalten! Sie bleiben mein unbekannter Leutnant, der irgendwo als Krautbauer sein Leben fristet, ich aber bin noch bis zum Frühlinge Ihre kleine „Rätselhafte“, die nachträglich sehr um Verzeihung bittet für alle Verbrechen ‚die sie begangen.“

IX.

Hans Wilhelm stieß einen lauten Juchschrei aus, als er diesen Brief, den ihm der Hoteldiener aus der Expedition geholt hatte, in der Stille seines Hotelzimmers las.

O du süßes, süßes, herztausiges Mädel! So unschuldig warst du, und ich hatte so einen Zorn auf dich! Ich werd' lachen über die Schwester? ... Da müßt ich ja ein Lump sein! Es muß ein prachtvolles Verhältnis zwischen den Geschwistern sein, wenn eins so für das andere eintritt. Eine neue Garantie dafür, daß es Vollblutcharaktere sind; die andern denken doch immer zuerst an sich.

Also meine Briefe krieg' ich! Hurra! ... Jetzt soll meinetwegen der Winter sechsundzwanzig Monate haben, er wird mir nicht zu lang ... Oder doch? ... Im Frühling ... da will sie mir sagen, wer sie ist ...! Ei, so wünscht' ich, wir schrieben morgen schon den ersten Mai.

O Rosi, Rosi, pack' ein mit deinem Tugendbolzen! Ich such' mir mein Weib auf eigene Faust! Und mein alter Herr soll staunen, eine wie glückliche Hand ich hab' ... Kleines, armes Ding! ... Mich würde deine Kirchenmausigkeit auch nicht stören. So viel Heroismus, vielleicht auch so viel Talerstückchen wie der famose Schwager hab' ich auch! Ein prächtiger Kerl übrigens! Da sieht man's wieder mal, daß Beharrlichkeit zum Ziele führt. Soll mir auch ein Ansporn sein! Auf dem seine Bekanntschaft freu' ich mich.“

„Wenn die Schwalben wiederkommen!“ sang er übermütig, und dann zog er sich an, um sich bei Wenzel vorzustellen und dem zu erzählen, daß er die Verbindung mit der „Rätselhaften“ wieder hergestellt habe.

Wenzel nahm aufrichtigen Anteil an seiner Freude und wollte gern wissen, was sie geschrieben habe; aber da wehrte Hans Wilhelm ab. „Nee, mein Sohn! Sie hat sich das so schön ausgedacht, daß wir die „süße Heimlichkeit noch ein Weilchen beibehalten“, und die Freude soll ihr unbenommen bleiben. Aber wenn du zu meiner Hochzeit kommst, dann erlaube ich dir, alle unsere Briefe den versammelten Gästen vorzulesen. Meine gute Schwester rührt der Schlag, wenn sie die süße Heimlichkeit erfahren wird.“ Und er faßte den kleinen Leutnant und schwenkte ihn pfeifend in der Stube herum.

Prustend von der Jagd, machte der sich los. „Na, Hans Wilhelm, was hab' ich gesagt? Ohne Liebe ist das Leben ...“ „Eine Blume ohne Duft! Kerl, wenn das aus deinem eignen Kopf stammte, dann würde ich bei dem Kultusminister beantragen, daß du gleich hinter dem großen Kant genannt werden müßtest.“

In der strahlendsten, übermütigsten Laune kam er daheim an.

„Vatting, im Sommer heirat' ich!“

„Du Unnutz ... Wen denn?“

„Das weiß ich noch nicht. Das ist alles noch süße Heimlichkeit.“

Am selben Abend kamen die Dettenheimer.

„Zum Lichten!“ wie Rosi immer sagte. Sie stand wie eine Fee Goldhaar in der Halle und schüttelte sich die Schneesternchen aus den blonden Zöpfen. Dann schlang sie sie kunstgerecht wieder um den Kopf und zog ein weißes Teeschürzchen aus der Handtasche. „So, nun wollen wir den zwei Junggesellen wieder mal einen schönen Abend verschaffen!“ Und sie spielte die Hausfrau, und alle drei Herren taten sehr hübsch mit ihr, daß das Gelache kein Ende fand, bis sie, zur Abfahrt fertig, wieder in ihrer schwarzsamtnen Zipfelkapotte vor der Haustür stand.

Da hatte sie den Bruder einen Augenblick allein. Scherzend drohte sie ihm mit der kleinen Faust: „Alter Knabe, du hast in B. was erlebt! Ich seh' dir's an. Sag' mir's!“

„Nee, Rosi, geht nicht! Die Dame hat sich süße Heimlichkeit ausgebeten.“ Dabei blitzte er sie mit den blauen Augen so spitzbübisch an, daß sie ganz ratlos wurde.

„Was? Dame? ... Nanu, aber ... ich bitt' dich!“ Mit einer Heldengeste wehrte er ab. „Liebling, das nützt dir nichts! In diesem Falle mußt du dir mal die Neugier verkneifen. Ich verrate nichts!“

„Auch nicht den Namen?“ ... „Den weiß ich selber nicht!“

„Hübsch oder bloß interessant? Blond oder braun?“ ... „Ich habe sie noch nie gesehen, die ich anbete.“ Da wurde sie böse, daß er sie zum Besten gehalten, und redete kein Wort mehr mit ihm.

Unterwegs erzählte sie es Dettenheim. Der lachte, daß die Pferde zusammenschraken ... „Rosi, ich beklag' dich nicht! Laß ihn doch in Ruhe. Er wird noch zeitig genug ins Joch kommen.“

„O pfui! Als ob du so im Joch zu leiden hättest!“

Er umfaßte und küßte sie auf die blühenden Lippen, die ganz kalt waren von der scharfen Dezemberluft. „Herzensweib, wenn alle Ehestandskandidatinnen solche Perlen wären wie du, so wollt' ich kein Wort des Mitleids an meinen Schwager verschwenden. Aber es gibt „sone und sone!“

Da war sie beruhigt und küßte ihn herzhaft wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Nachsaison.

Heitere Skizze von W. Müller-Gordon.

Onkel Moritz pflegt zu sagen: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den läßt er erst nach der Saison verreisen.“ Meine Frau pflichtet ihm darin durchaus nicht bei, vermutlich, weil die Begriffe über Gunst auseinander streben; aber diesmal ging es trotzdem nicht nach ihrem unfehlbaren Geschmack: wir hatten während der Saison einfach kein Geld und waren daher froh, daß es eine Nachsaison gab. Wenigstens ich war froh, während meine Frau damit rechnete, in „ausgestorbene Nester und langweilige Hotelpensionen“ zu kommen.

Als wir in N. den „Hirschen“ betraten, fragte uns der Portier, ob wir Zimmer bestellt hätten.

„In der Nachsaison?“ fragte meine Frau ein wenig unmutig, „das ist wohl nicht Ihr Ernst?“

Der Portier zeigte nur auf das große schwarzrote Schlüsselbrett, auf dessen 5 Haken auch nicht ein halbes Dutzend Schlüssel hing: „Alles besetzt.“

„Schöne Wirtschaft“, grollte meine Frau, „das hättest du aber auch bedenken können!“

„Ich! Natürlich, wo du schon mit dem Schicksal gehadert hast, daß du „einsam und verlassen“ in N. sein würdest.“

„Bitte, halte keine Vorträge, sondern suche eine Wohnung!“

Im „Bergheil“ schien es endlich zu glücken. „Das heißt“, sagte die Wirtin, „Platz haben wir auch keinen, aber zum Donnerstag werden zwei Betten frei. Wenn Sie so lange warten wollen, könnte ich Ihnen inzwischen zwei Einzelzimmer geben, deren Insassen für heute und morgen von ihrer Bergtour nicht zurück zu erwarten sind.“

Meiner Frau war schon alles recht und mir billig. Man verabfolgte uns ein sehr gutes Abendbrot, und während wir es uns nach so viel Mühsal und Enttäuschung schmecken ließen, wurden die Betten auf Nr. 17 und 32 für uns überzogen, und wir fielen bald darauf — getrennt von Tisch und Bett — in Morpheus Arme.

Ich muß das unglaublichste Zeug geträumt haben. — Mitternacht war längst vergangen. Nixenspuk erfüllte mein Zimmerchen, ich hörte ein Flüstern und Wispern und erwachte schließlich von einem halbunterdrückten, angst-

vollen Schrei: „Um Himmels willen, — hier liegt — ja jemand — in meinem Bett!“

„Ein Mann!“ schrie eine zweite Stimme ebenfalls weiblicher Art.

Schlaftrunken öffnete ich die Augen. Ein Lichtstümpfchen auf dem Tisch beleuchtete matt die Umrisse zweier entrüsteter junger Damen.

„Wie kommen Sie hier herein?!“

„Dort“, sagte ich gähnend und zeigte auf die Tür.

„Dann werden Sie ‚dort‘ auch schleunigst wieder verschwinden, Sie Kamel!“

Ich richtete mich auf.

„Nein“, schrien sie, „rühren Sie sich nicht vom Fleck, bleiben Sie!“

Ich war mittlerweile völlig ernüchtert.

„Meine Damen“, sagte ich, „Ihre Angst ist grundlos; ich bin weder Juwelendieb noch Fassadenkletterer, sondern ein gewöhnlicher Rucksacktourist, und wenn Sie das noch mehr zu beruhigen vermag: verheiratet, — meine Frau schläft auf Zimmer 17.“

„Siebzehn? Also darum war die Tür dort verschlossen!“

„Das will ich wohl glauben. Meine Frau riegelt sich stets ein, während ich weniger fürchte, weggetragen zu werden.“

Ich beruhigte sie weiter mit der Erklärung, wie ich zu Bett und Zimmer gekommen sei.

„Ja, aber was machen wir nun?“

„Sie haben das selbstverständliche Vorrecht und außerdem, meine Damen, die Majorität. Bitte, bestimmen Sie.“

Jetzt lächelten sie schon.

„Himmel, wenn das jemand erfährt!“

„Ja,“ sagte ich trübselig, „ich überlege auch fortwährend die Frage: Wie sage ich es meiner Frau?“

Helles Lachen. — „Sie Bedauernswerter! Hätten Sie nur auch die Tür abgeriegelt!“

„Ja. — Aber dann säßen Sie jetzt auf dem Korridor, und wir hätten uns nicht auf diese unvergleichliche Weise kennen gelernt.“

„Sie können noch spotten?“

„Es war mir nie ernster zu Mute.“

„Dann sagen Sie etwas Vernünftiges!“

„Soll geschehen. Zählen Sie mal gefälligst bis fünfzig. Und wenn Sie wollen, machen Sie dabei die Augen zu. Bitte anfangen: eins, zwei —.“

Ich zählte mit, stand dabei auf und zog mich an.

„So nun legen Sie sich so, so wie Sie sind, aufs Bett — für zwei Schlanke, die nicht drängeln, reicht's schon — und mir überlassen Sie das Sopha.“

„Aber das geht doch nicht!“

„Wenn ich Ihnen erzählen würde, in was für Offiziersquartieren ich während des Weltkrieges gelegen habe, und wo wir manchmal unsere Flüchtlinge haben unterbringen müssen, Damen der Gesellschaft, wie Sie, dann — —“

„Also gut. Übrigens, ich heiße Stefanie Zurbuchen, dies meine Schwester, Frau von Bingen, die mit ihrem Mann das Zimmer 17 bewohnt. Da es eben verschlossen war, ist mein Schwager ins Rauchzimmer gegangen, um sich aufs Billard zu legen, und ich habe meine Schwester hier mit herauf genommen.“

„Verstehe,“ sagte ich, ebenfalls meinen Namen nennend. „Vermutlich sind Sie von Ihrer Bergtour früher zurückgekehrt, als man im Hause erwartete.“

„Gewiß, so ist es, und da die Hinterpforte für solche Zwecke offen gehalten wird, so wollten wir natürlich niemand stören.“

„Schicksalsverkettung.“ —

Schließlich umfing uns doch noch ein wohlverdienter Schlaf.

Unerwarteter Weise wurde schon am nächsten Vormittag ein Zimmer frei. Meine Frau war außerordentlich aufgeräumt und zeitweise geradezu bestrickend liebenswürdig gegen mich.

Ich aber dachte nur immer: „Wie sage ich's meiner Frau?“

Nach Tisch wurden wir Herrn von Bingen vorgestellt, und den Kaffee nahmen wir bereits am gemeinsamen Tisch ein. Ein Spaziergang schloß sich daran, und schließlich lagerten wir uns irgendwo im weichen Mose unter dem herbstlichen Blätterdach des Waldesdomes.

„Fräulein Stefanie,“ raunte ich, „Sie könnten doch eigentlich den Anfang in der Beichte machen; Ihnen muß es doch am leichtesten fallen.“

„Pst!“ flüsterte sie, „mir schwant, wir werden eine Überraschung erleben, die uns allen dreien das Anfangen erspart.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich wette, daß Ihre Frau und mein Schwager sich schon kannten, bevor sie sich heute Mittag vorgestellt wurden.“

„Da dürften Sie sich irren.“

„Warten wir's ab!“

Bingens waren reizende Menschen; er ein Edelmann von österreichisch-gemütlicher Vornehmheit, ohne Pose.

Ich weiß nicht, wie wir just auf das Thema Eifersucht zu sprechen kamen.

Bingen schien mir ein wenig blaß, als er sagte: „Ich möcht' Ihr Urteil nicht beeinflussen, meine verehrtesten Herrschaften, aber stellen Sie sich vor: Ich komm' spät abends, sagen wir um Mitternacht, von der Reise heim. Mein Häusel ist verschlossen, und da ich die Leutl nicht wecken möcht und die Fenster von meinem Schlafstüberl offen sind, so laß ich die Stiefel unten, kraxel am Spalier hinauf, mach' oben kein Licht und werf' mich auf's Bett. Denk' ich, mich erschlagt der Blitz, so fährt etwas im Bett hoch, und ein weiches Frauenstimmerl schreit: „Tölpel, willst mich morden?!“

„Nette Bescherung. — Waren also Gäste in's Häuserl kommen. Entfernte Verwandte meiner Frau. Nun, was hätten's an meiner Stell' getan, Herrschaften?“

Mir wurde sehr unbehaglich zu Mute. Es war klar, Bingen wußte, was sich in der Nacht zugetragen. Seine Frau bewahrte eine offenbar gekünstelte bemerkenswerte Ruhe.

„Aber Rainer“, sagte sie, „davon weiß ich ja gar nichts, das ist doch bloß ein Märl, gelt?“

„Liebes Weibl, wenn's nun aber doch Ernst wär', was tät'st dann von mir denken?“

„Gar nichts Arges, gewiß nicht!“

„Gut, ich dank' dir! Aber Sie, Herr Doktor, gesetzt, dies Frauerl in mein Stüberl wär' Ihre Frau Gemahlin, die gnädige Frau, gewesen. — Nachher täten's mich selbstverständlich auf Pistolen fordern, net?“

„Das stände mir schlecht an“, erwiderte ich, nun fest entschlossen, mit der Beichte zu beginnen.

„Sie täten mir also das peinliche Gescheherl net nachtragen?“ unterbrach er mich. „Ich dank' Ihnen von Herzen, und alsdann könnt Ihr's wirklich alle auf Ehr' und Seligkeit glauben, daß es diese Nacht nicht anders gewesen ist zwischen — der gnädigen Frau und mir.“

Wir drei müssen sehr geistreiche Gesichter gemacht haben.

„Ja“, fuhr Bingen fort, „als ich ein Stunderl auf dem harten Billard gelegen, dacht' ich, Rainer, du bist immer ein guter Kletterer gewest, geh', kraxel hinauf in dein Stüberl. Na und das andere hab' ich erzählt, nur daß die gnädige Frau einen kolossalen Schneid gehabt hat und gesagt: „Heben's drei Finger hoch und schwören's, daß Sie die Nacht über nicht vom Sofa aufsteh'n werden!“ — Na und daß ich kein Meineid geleistet hab', das glaubt ihr mir schon?“

Der Bann war gebrochen, die Erstarrung löste sich in befreiendes Aufatmen. Meine Frau drückte meinen Arm, als hätten wir uns soeben verlobt. Und dann fiel es mir wirklich nicht mehr schwer, gleichfalls zu beichten.

Zuletzt gab es nur noch ungetrübte Heiterkeit und Freundschaftsbeteuerungen fürs Leben. Den Tölpel, den meine Frau Herrn von Bingen an den Kopf geworfen hatte, betrachteten wir durch das Kamel, mit dem Stefanie mich bedacht hatte, als ausgeglichen.

Alte Stadt.

Des Walles Wipfelkrone kränzt die Stadt.
Die Luft ist satt vom Duft des welken Laubes.
Von den Kastanien tröpfelt Blatt um Blatt
Und tanzt im Hauch des goldbeschwingten Staubes.

Die Lauben an den Häusern sehen all
Ehrwürdig drein mit greisen Steingesichtern.
Von hohen Fenstern stürzt ein Blumenschwall.
Ein Farbenrausch durchglüht das Grau mit Lichtern.

Am Markt der steinern plumpe Roland lacht,
Und auf sein Schwert gestützt, trotzt er dem Sturme.
Um Mittag wimmert aus dem schmalen Schacht
Ein rostig Glockenspiel vom Münsterturme.

Der Nixenbrunnen rauscht und wirft sein Naß
Wie einen Silberspeer. Die Schalen schäumen
Und netzen noch die Steine und das Gras,
Auf das die steilen Giebelhäuser träumen.

Ums alte Stadttor wuchert roter Wein,
Und Eppich rankt um bröckelndes Gemäuer.
So spinnt das Herbstgold meine Seele ein
Und schmückt die Trümmer dessen, was mir teuer.

Ilse Franke.

Ein einzigartiger Prozeß.

Ein Prozeß um das Eigentumsrecht von 280 000 Quadratkilometer gehört gewiß nicht zu den Alltäglichkeiten. Dieser Rechtsstreit besteht bereits seit drei Jahrzehnten zwischen Neufundland und Kanada um den Besitz eines beträchtlichen Gebietsteiles von Labrador und soll demnächst vor dem „Judicial Committee of the Privy Council", der höchsten gerichtlichen Instanz der englischen Dominien, geschlichtet werden.

Neufundland ist bekanntlich eine selbständige Kolonie des Britischen Reiches und nicht an der kanadischen Union beteiligt. Den Anlaß zu diesen Zwistigkeiten bildete eine ungenaue Klausel im Pariser Traktat vom Jahre 1763, in dem Frankreich Kanada an England abtrat und gleichzeitig Neufundland die „Küste" von Labrador zugesprochen wurde. Nun bedeuteten in jener Zeit kolonisatorischer Anfänge einige tausend Quadratmeilen Boden mehr oder weniger so gut wie gar nichts, ein Zustand, der sich mit der wachsenden Kolonisierung fremder Erdteile natürlich ändern mußte. Man denke nur an Alaska, das 1867 von den Vereinigten Staaten käuflich für 7 200 000 Dollar erworben wurde, nachdem England das gleiche Angebot ausgeschlagen hatte. Und dabei erschien dieser niedrige Kaufpreis den Amerikanern damals noch unglaublich hoch für ein „Stück ödes Polarland", wie dieses Gebiet damals genannt wurde.

Die allgemein herrschende Vorstellung von Labrador als einer rauhen, unwirtlichen Gegend, schwach besiedelt von Eskimos, Indianern und herrenhuterischen Puritanern, deren Stationen die einzigen Kulturzentren darstellen, mag, im ganzen betrachtet, noch richtig sein. Aber Labrador ist von Tausenden Quadratkilometern Wald bestanden, die noch ihrer intensiven Bewirtschaftung und industrieller Ausbeute harren. Ferner rechnet man dort mit der Möglichkeit einer Erschließung zahlreicher Bodenschätze. In vorausschauender Weise hat deshalb Neufundland als Abstandssumme für das strittige Gebiet Labradors eine Summe gefordert, an der gemessen der Kaufpreis Alaskas fast lächerlich gering anmutet, nämlich 150 000 000 Dollar. B.

Fische mit Lichtern.

Zu den Lebenswundern in großen Ozeantiefen gehören geheimnisvolle Fische mit eigenen Lichtern. Weder Sonne noch Mond verleihen ihnen Licht, sondern sie erzeugen es selbst. Ihr Organismus ist mit einem mysteriösen inneren Dynamo versehen, der reichlich Licht erzeugt, das sie ihren Zwecken dienstbar machen.

Der amerikanische Forscher Beebe unternahm eine Expedition in das Sargassomeer, um diese Rätsel zu studieren. Bebe sah Fische, die allen Anforderungen der Verkehrspolizei entsprachen, denn sie führten regelrechte Vorder- und Schlußlichter. Ein wundervolles Exemplar aus einer Tiefe von drei Seemeilen trägt eine Laterne, die so an einem langen Stiel hängt, daß der Fisch das Licht geschwind auf den Rücken oder vor das Maul richten kann, wie einen Scheinwerfer. So ist es dem Fisch möglich, Feinden zu entgehen und Opfer zu fangen. Wie eine Fackel ziehen diese Fische dahin und erleuchten die Tiefe. Bei manchen ist der Leib mit einer Reihe von Lichtern besetzt wie mit einer Diamantenschnur. Im Augenblick der Gefahr erlischt das Licht.

Manche Fische hatten überhaupt keine Augen, und bei anderen wieder waren sie von unförmiger Größe. Beebe sah solche, die sich wie mit einem leuchtenden Nebel umgaben, und andere, die durch ihr Licht anzeigten, zu welchem Stamme sie gehörten. Einige waren nur einen Zentimeter lang und andere sechs Meter. H. Hesse, Neuyork.

Goethe über schlechte Theaterstücke.

„So lange gute, heitere Stücke gegeben werden", sagte einst Eckermann zu Goethe, „lasse ich es gelten, allein bei schlechten Stücken muß man auch aushalten."

„Das ist eben recht", erwiderte Goethe, „daß man nicht fort kann und gezwungen ist, auch das Schlechte zu hören und zu sehen. Da wird man recht vom Haß gegen das Schlechte durchdrungen und kommt dadurch zu einer desto besseren Einsicht de Guten!

Beim Lesen ist das nicht so, da wirft man das Buch aus den Händen, wenn es einem mißfällt; aber im Theater muß man aushalten."

„Ich gab ihm recht", schreibt Eckermann, „und dachte: Der Alte sagt doch gelegentlich einem etwas Gutes!" H. S.



Bunte Chronik



* **Ein gefährlicher Giftfisch.** Zu den gefährlichsten Tieren, die man in der Natur überhaupt kennt, gehört der in den südlichen Meeren lebende Stechrochen (Myliobates), an dessen langem Schwanz ein mit einem Widerhaken versehener großer Stachel sitzt. Wird der Stechrochen angegriffen, so schleudert er seinem Angreifer seinen Schwanz in weitem Bogen entgegen, so daß er mit voller Wucht auf ihn trifft und sich gleichzeitig der Stachel tief in ihn einbohrt. Mit dem Stachel zugleich tritt aber auch ein Gift in die Wunde, das so stark ist, daß es einen Menschen innerhalb sechs Minuten tötet.

*

* **Schmetterlingsschongebiete.** In verschiedenen Ländern existieren bereits Schongebiete für Vögel. Das sind vielfach ausgedehnte Waldungen, wo zahlreiche Vogelarten, die sonst der Vernichtung anheimfallen würden, in voller Sicherheit leben und sich fortpflanzen können. Die Londoner „Daily News", die Grund zu der Befürchtung haben, daß die schönsten und seltensten Falter über kurz oder lang dem immer rücksichtsloser sich gebärdenden Sammeleifer zum Opfer fallen müssen, treten seit langer Zeit lebhaft ein für die Schaffung von Schongebieten auch für die Schmetterlinge. Sie können sich jetzt rühmen, erreicht zu haben, daß die Londoner „Gesellschaft Linné" sich entschlossen hat, zwei große Parke zu erwerben, in denen der Flora und Fauna ausgiebigster Schutz zuteil werden soll. In diesen beiden Parks sollen zugleich auch die ersten Schmetterlings-Schutz- und -Schongebiete erstehen.

*

* **Weissagen ist schwer.** In Mailand existieren schrecklich viele Wahrsagerinnen, die bekanntlich behaupten, in die Zukunft schauen zu können. Vielleicht sind sie für fremde Menschen begabt, am eigenen Leibe scheint die Sache nicht so gut zu funktionieren, denn als kürzlich die Mailänder Polizei eine große Razzia anstellte, um sämtliche Chiromantinnen, Kartenschlägerinnen und ähnliche Damen in ihren Schlupfwinkeln aufzustöbern und zu verhaften, war keine von ihnen imstande, diese Polizeiaktion vorauszusagen. Dafür haben sie jetzt im Gefängnis dem Polizeipräsidenten von Mailand ein schreckliches Ende geweissagt, jedoch scheint der sich nicht viel daraus zu machen. Jedenfalls hat er keine von ihnen bisher freigelassen.

*

* **Ein Frauentheater.** Seitdem die Männer den Frauen die prinzipielle Gleichberechtigung zuerkannt haben, können sich die Damen überhaupt nicht mehr beruhigen. In Neuyork baut man zurzeit an einem „Frauentheater", das den vollendetsten Blödsinn der Neuzeit darstellen dürfte. Frauen finanzieren den Bau, ein weiblicher Architekt hat den Plan ausgearbeitet, Frauen leiten das Theater, es werden nur Stücke von Frauen aufgeführt, alle Rollen, auch die männlichen, von weiblichen Darstellern übernommen, nur weibliche Zuschauer werden zugelassen und nur weibliche Angestellte im Dienst des Theaters stehen. — Ein rechtes Theater!

*

* **Gefangene auf Ehrenwort.** Im Zusammenhang mit den Orkankatastrophen in Miami hat die dortige Polizeibehörde die Gefangenen, die eine Familie haben, entlassen, damit sie beim Ausbruch des Sturmes ihren Familienangehörigen beistehen könnten. Es wurde ihnen das Ehrenwort abgenommen, daß sie nach dem Sturm sich wieder im Gefängnis einfinden.



Lustige Rundschau



* **Er will nicht.** „Ich begreife gar nicht, weshalb Sie sich ein Auto halten." — „Wieso?" — „Na, Sie fahren derart langsam, daß man bequem nebenher laufen könnte." — „Ja, zum Laufen bin ich aber zu faul."

*

* **Sein Kniff.** „Sagen Sie mir bloß, wie Sie es fertigbringen, sogar in belebten Straßen mit Ihrem Dietrich die Haustüren zu öffnen! Fürchten Sie denn nie, daß man Sie verhaften würde?" — „Nee, Herr Gerichtshof. Ich stelle mir immer betrunken und setze eine Studentenmütze auf. Da lachen die Leute bloß, wenn ich so an den Türen rumfingre."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.